



Der beste Freund des Menschen

Die Geschichte einer einzigartigen Beziehung.

Text: Bettina Stemmler, **Fotos:** Michael Magee

Der Hund ist der beste Freund des Menschen, heisst es. Bereits vor 12 000 Jahren wurde im heutigen Israel eine Person mit der Hand über einem Hundewelpen begraben. Wie kam es dazu? Die Geschichte, dass ein archaischer Homo sapiens in eine Wolfshöhle kroch und ein Wolfsjunges zähmte, ist unrealistisch. Einen Wolf zu zähmen, bedeutet sehr viel Arbeit und ist nicht erfolgversprechend, da Wölfe Neuem gegenüber sehr skeptisch sind. Realistischer ist, dass die Evolution am Werk war. Das Klima veränderte sich, der Homo sapiens expandierte in neue Gebiete und wurde vor 10 000 bis 15 000 Jahren sesshaft. Dadurch entstand eine neue ökologische Nische – der Abfall (Nahrungsreste und Exkremente). Die weniger scheuen Wölfe hatten einen Selektionsvorteil, weil sie sich näher an die Siedlungen wagten und dieses neue Nahrungsangebot nutzen konnten.

Selbstdomestikation

Aus einem kooperativ-sozialen Beutegreifer entwickelte sich so der territoriale, omnivore und sozial nur lose organisierte Hund, wie wir

ihn auch heute bei den sogenannten «Village Dogs», beispielsweise in einigen afrikanischen Ländern, beobachten können.

Ein russisches Experiment (Belyaev, 1984/5) zeigte, wie schnell und eindrücklich sich Caniden verändern, wenn sie auf Zutraulichkeit und weniger Ängstlichkeit hin selektioniert werden. In wenigen Generationen wurden aus wilden Füchsen beinahe hundartige, bellende Tiere mit geflecktem Fell und freundlichem, vertrauensvollem Wesen. Eine vergleichbare Selektion erfolgte während der menschlichen Sesshaftwerdung durch veränderte Umweltbedingungen. Coppinger (2003) erforschte die eher lockere Beziehung der «Village Dogs» zu Menschen. Wenn er Personen fragte, ob der Hund da draussen ihnen gehöre, sagten sie ja. Wenn er fragte, wie das Tier heisse, schauten sie ihn ratlos an. Die Menschen und Tiere leben nebeneinander, aber nur bedingt miteinander. Trotzdem entwickelten sich in einigen Kulturen – zumindest zu gewissen Individuen (z. B. Welpen) oder Rassen (z. B. Windhunde im arabischen Raum) – eine besonders liebevolle Beziehung

(Namen geben, trauern bei Tod usw.). Das war insbesondere in Kulturen der Fall, in denen der Hund keine ökonomisch wichtige Funktion übernahm.

Was Hunde ausmacht, ist ihre ungemeine soziale Anpassungsfähigkeit und Kooperationsbereitschaft mit dem Menschen. Auch andere Tiere gehen soziale Beziehungen zu Menschen ein, doch zu keiner anderen Spezies ist unser Verhältnis so eng wie zum Haushund. Hunde sind deswegen so prädestiniert für das Zusammenleben mit Menschen, weil sie ein artübergreifendes Sozialverhalten zeigen und über ein breites Spektrum an Mimik, Vokalisation und Körpersprache verfügen.

Steinbrecher (2009) belegte, dass der Hund schon in der frühen Neuzeit als beliebtes Haustier die privaten Räume der Stadtbürger eroberte und kaum mehr als Nutztier gehalten wurde. Im Europa des 19. Jahrhunderts waren Hunde gut ernährte Mitglieder der Haushalte und nahmen an alltäglichen Aktivitäten teil. Heute gibt es weltweit rund 900 Millionen Hunde, 20 % davon leben in menschlicher

Obhut. In der Schweiz leben in 10 % aller Haushalte ein oder mehrere Hunde, also knapp 500.000 Hunde.

Gut für Menschen

Nicht nur Hunde profitieren von diesem Zusammenleben, indem sie ernährt und tierärztlich versorgt werden. Hunde tun auch Menschen auf physisch-physiologischer Ebene gut. Das Halten eines Hundes kann den Blutdruck senken und zu schnellerer Genesung und verbessertem Gesundheitsverhalten führen. Die soziale Wirkung zeigt sich darin, dass man mit einem Hund einfacher mit Menschen in Kontakt kommt.

Bereits das Streicheln eines Hundes kann zu einer Stressreduktion beitragen. Liegt eine gute Beziehung vor, führt das gegenseitige In-die-Augen-Schauen sowohl beim Hund als auch beim Menschen zu Oxytocinausschüttung, was eine engere Bindung und Geborgenheit erzeugt. Hunde fördern das Gefühl von Sicherheit und Kontrolle und können bei der Verarbeitung von Traumata helfen. Hunde tun Menschen gut, weil sie – unabhängig vom sozialen oder monetären Erfolg des Menschen – Freude und Zuneigung zeigen, Körperkontakt suchen und so bedingungslose Akzeptanz vermitteln.

Hunde können die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen positiv beeinflussen. Kinder, die mit Haustieren aufwachsen, zeigen bessere schulische Leistungen und können sich besser konzentrieren. Sie sind teamfähiger, verfügen über höhere Frustrationstoleranz und Leistungsmotivation und viele weitere schulelevante soziale und leistungsbezogene Kompetenzen. Empathie gegenüber Tieren steht in einem nachweisbaren Zusammenhang mit der Empathiefähigkeit gegenüber Menschen. Kinder, die mit Hunden aufwachsen, zeigen mehr Empathie.

Körpersprache lesen

Das Zusammenleben mit Hunden ist nicht nur rosarot. Auch wenn nur ein sehr kleiner Teil der Hunde wirklich gefährlich ist, gaben bei einer Befragung in Deutschland 50 % der Befragten an, Angst vor Hunden zu haben, und 42 % berichteten von einem negativen Erlebnis. Die meisten Bissopfer sind Kinder der Halterfamilie. Die Ursache liegt oft darin, dass Menschen die feinen körpersprachlichen Signale von Hunden ungenügend lesen können. Kinder haben aus

der Sicht von Hunden eine «unfreundliche» Körpersprache, weil sie sich direkt annähern, dem Tier direkt in die Augen schauen oder ihm gar grob an den Kopf fassen. Es liegt in der Verantwortung der Eltern, die Stresssignale des Hundes zu erkennen, Interaktionen zu begleiten und wenn nötig abubrechen. Wenn ich beobachte, wie häufig Leute diese Signale nicht verstehen, ist es nur der Anpassungsfähigkeit der Hunde zu verdanken, dass es nicht deutlich mehr Beissvorfälle gibt. Hunde sind anscheinend besser darin, uns zu lesen, als umgekehrt.

Körperliche Nähe (z. B. Streicheln) empfinden Hunde vor allem von ihren Bindungspartnern und in entspannter Atmosphäre als angenehm. Wenn Fremdpersonen einen Hund streicheln, direkten Blickkontakt aufnehmen oder ihn gar umarmen, fühlen sich die Tiere oft bedrängt oder bedroht. Im Lesen der Körpersprache geschulte, empathische Hundehalterinnen und -halter wissen, wann und wie körperliche Nähe für beide Seiten ein Gewinn ist, und managen Interaktionen mit Fremdpersonen – insbesondere mit Kindern – dementsprechend.

Als Therapiehunde können die Tiere Grossartiges leisten, wenn sie sorgfältig auf ihre Aufgabe vorbereitet und herangeführt werden, wenn auf körpersprachliche Stresssignale geachtet wird und sie genügend Erholungszeit erhalten.

Die Koexistenz mit Menschen kann für Hunde auch nachteilig sein. Durch extreme Züchtungen wie Kurzschnäuzigkeit können Hunde zu Schaden kommen. Werden an Hunde Erwartungen gestellt, die sie nicht erfüllen können (Partnerersatz, Prestigeobjekt), oder werden sie aversiv (mit Druck oder Strafen) behandelt, führt dies fast unweigerlich zu Problemen.

Lernvoraussetzungen

Damit beide Spezies von einer Beziehung profitieren können, ist es entscheidend, dass der Mensch das Lernverhalten und die Körpersprache des Tieres versteht. Ein Säugetier – ob Mensch oder Hund – lernt dann am erfolgreichsten, wenn man ihm nicht die Kontrolle über die Situation entzieht, sondern es sich sicher und selbstwirksam fühlen kann. Ein ideales Lernumfeld ist eine Situation, die das lernende Individuum erfolgreich meistern kann. Die Lehrperson soll punktgenau positiv verstärken und die Aufgabe schrittweise schwieriger machen. Sowohl Menschen als



Kinder und Tiere brauchen ähnliche Bedingungen, um gut lernen zu können.

auch Hunde können in einer spezifischen Situation nur das leisten, was sie aufgrund vergangener Lernerfahrungen und ihres komplexen ontogenetischen Rucksackes mitbringen. Unerwünschtes Verhalten bei Hunden wird oft missverstanden. Es ist kein Ausdruck von «Dominanzstreben», «frech sein» oder «Absicht», sondern Symptom für die zugrunde liegenden Emotionen oder ein unerfülltes Bedürfnis. Daher sind Strafen oder Druck nicht zielführend. «Don't punish your dog for your bad training», sagen Hundetrainer dazu. Vielmehr gilt es, die zugrunde liegenden Emotionen – häufig Angst oder Frustration – zu identifizieren und Bewältigungsstrategien zu finden, ohne den Hund weiter einzuschüchtern. Wenn die arteigenen Bedürfnisse des Hundes erfüllt werden sowie feinfühlig und freundlich mit ihm umgegangen wird, kann sich eine äusserst tiefe sichere Bindung entwickeln. Und ja – Hunde lieben uns tatsächlich! Dies konnte Berns (2015) mit seinen beeindruckenden fMRI-Studien nachweisen. Er hat Hunde mittels positiver Verstärkung trainiert, in der Enge einer Magnetresonanztomographie-Röhre zu verweilen. Nehmen sie ihren Menschen wahr, sind bei den Hunden die gleichen Hirnareale aktiv wie bei uns, wenn wir Liebe fühlen. Also – wenn wir zu Liebe fähig sind, sind es unsere Hunde auch.

Lic. phil. UZH Bettina Stemmler

ist Psychologin und Hundeverhaltenstrainerin. Sie hat empirische Forschungsprojekte über die Mensch-Hund-Beziehung realisiert und die Initiative für gewaltfreies Hundetraining gegründet (www.gewaltfreies-hundetraining.ch).

>>> Literatur   <<<